





stuART
das Studierendenmagazin der hmt Rostock

herausgegeben vom
Studierendenrat der hmt Rostock
Beim St.-Katharinenstift 8
18055 Rostock

Kontakt: stuart@hmt-rostock.de

vierte Ausgabe
SoSe26-II
Auflage: 30 Stück

ISSN (Print) 3053-8432
ISSN (Online) 3053-8440

Idee & Konzept: Crispin Scholz
Redaktionsleitung: Henning Köberle, Crispin Scholz
Redaktionsmitglieder: Noe Chlebowitz, Nils Januszewski, Henning Köberle,
Anna Neustadt, Annika Penz, Crispin Scholz
Lektorat: Henning Köberle, Crispin Scholz
Layout & Satz: Crispin Scholz

Druck: OSTSEEDRUCK Rostock
Coverbild: Hans-Nepomuk Regel
Maskottchen: Pia Emme @emmivandefleck

übersetzt mit DeepL

Die einzelnen Beiträge entsprechen nicht unbedingt der Meinung der
Redaktion oder des Studierendenrates der hmt Rostock. Das Urheberrecht
liegt bei den Beitragenden.

Inhalt

- 04** Köberle / Scholz / Eröffnung
- 06** Neustadt / Theater sehen, Theater denken
- 10** Hammerich / Menschenfreundliche Hochschule
- 14** Berck / Scholz / Bericht HÜS
- 20** Scholz / Wangemann / Interview
- 24** Bernlochner / Career Center
- 28** News News News
- 30** Köberle / Sachs / Interview
- 37** Scholz / Trends für den Sommer
- 38** ART
 - Regel / Hübner / Chlebowitz / Hellmann / Kiy / Katze / Rittersporn / Bobbys Brennweite / Peyker

Eröffnung

auftritt kunts
zerrbeugung, pierroette, beischlaf
hints kommt
beide ab

dann:
es ist noch knust über
hang zum euchen

kusnt zum abschied
fühlst du's noch

Henning, Crispin
& die stuART-Redaktion

Opening

kunts' performance
bending, pierroette, lovemaking
hints follow
both leave

then:
there's still a bit of Kunts left
a tendency to euchen

kusnt as a farewell
can you still feel it

Henning, Crispin
& the stuART editorial team



Die Gebrüder A. Bothmer.
Foto: Mareike Grell / Grell Fotografie.



stu

Theater sehen, Theater denken

Auch in diesem Jahr ging es für die Zweitsemester des Lehramts Theater auf Exkursion, auf nach Berlin zum Theatertreffen 2026. Die Fahrt ist fester Bestandteil des Studiums und bietet jedes Jahr die Möglichkeit, Theater nicht nur im Seminar zu besprechen, sondern direkt zu erleben, und das auf vielen verschiedenen Bühnen.

Während im Wechsel auch das ‚Theaterformen-Festival‘ in Hannover auf dem Programm dieses Seminars steht, führte der Weg dieses Mal wieder in die Hauptstadt.

Das Programm war dabei so vielfältig wie die Berliner Theaterlandschaft selbst. Auf dem Spielplan standen unter anderem *Fräulein Else*, *On Air on Fire*, *Wallenstein*, *Drei Schwestern*, *Raumrauschen*, *Insel der Perversen* sowie ein mehrsprachiges Stück über vier jüdische Frauen, das auf Deutsch, Englisch, Jiddisch und Hebräisch gesprochen und gesungen wurde. Ergänzt wurde die Woche durch den Besuch der Marina Abramović-Ausstellung, Gespräche mit Mitgliedern der Jury des Theatertreffens und mehrere Publikumsgespräche nach den Aufführungen.

Besonders spannend war für viele die große Bandbreite der gesehenen Arbeiten.

Zwischen dokumentarischen und performativen Formaten, Ein-Personen-Stücken, klassischem Sprechtheater und Produktionen mit starker Publikumsbeteiligung lagen oft nur wenige Stunden. Dadurch entstand für die Studierenden die Gelegenheit, ganz unterschiedliche künstlerische Handschriften direkt miteinander zu vergleichen und immer wieder neu darüber nachzudenken, was Theater eigentlich sein kann.

Dabei waren die Reaktionen auf die Stücke teilweise sehr unterschiedlich. Einige

Inszenierungen fanden sich bei vielen ganz oben auf der Favoritenliste wieder, andere konnten deutlich weniger überzeugen. Genau das machte die Fahrt aber auch so interessant. Innerhalb weniger Tage wurde deutlich, wie unterschiedlich Theater wahrgenommen wird und wie stark persönliche Erfahrungen und Interessen die eigene Sicht auf eine Aufführung prägen. Von einem der beeindruckendsten Theaterabende überhaupt bis hin zu Produktionen, bei denen man sich fragte, wann sie endlich vorbei sind, war alles dabei.

Auch die Nachgespräche wurden von vielen als Bereicherung empfunden. Sie ermöglichten Einblicke in Entstehungsprozesse, künstlerische Entscheidungen und Produktionsbedingungen und eröffneten oft noch einmal neue Perspektiven auf die gesehenen Arbeiten.

Zugegeben, die Wege zwischen den Spielorten quer durch Berlin waren mitunter lang, und organisatorisch lief nicht immer alles ganz reibungslos. Insgesamt

überwiegt jedoch deutlich das positive Fazit. Vor allem die Vielfalt der Inszenierungen, die unterschiedlichen Bühnen und die Möglichkeit, innerhalb weniger Tage so viele Theaterformen direkt hintereinander zu erleben, machten die Exkursion für viele zu einer besonderen Erfahrung. Oder kurz gesagt: Es war beeindruckend, anstrengend, manchmal chaotisch, aber vor allem ziemlich cool.



Eine wegweisende Veranstaltung.
Foto: Julia Pingel.

Watching Theater, Thinking About Theater

Once again this year, second-semester students in the theatre education program went on a field trip to Berlin for the '2026 Theatertreffen'. The trip is an integral part of the program and offers students the opportunity each year not only to discuss theatre in class but also to experience it firsthand on many different stages. While the 'Theaterformen Festival' in Hanover is also alternately included in this seminar's program, this time the trip took them back to the capital. The program was as diverse as Berlin's theatre scene itself.

The lineup included, among others, *Fräulein Else*, *On Air on Fire*, *Wallenstein*, *Three Sisters*, *Raumrauschen*, *Insel der Perversen*, and a multilingual play about four Jewish women, which was spoken and sung in German, English, Yiddish, and Hebrew. The week was rounded off by a visit to the Marina Abramović exhibition, discussions with members of the Theater Meeting jury, and several post-performance audience discussions.

For many, the wide range of works they saw was particularly exciting. Often, only a few hours separated documentary theatre,



Waiting for the green light.
Foto: Adele Mesing.

performative formats, one-person plays, classical spoken theatre, and productions with strong audience participation. This gave the students the opportunity to directly compare very different artistic styles and to continually rethink what theatre can actually be.

Reactions to the plays varied widely. Some productions made it to the top of many students' favourite lists, while others were far less convincing. But that's exactly what made the trip so interesting: within just a few days, it became clear how differently theatre is perceived and how strongly personal experiences and interests shape one's own view of a performance. From one of the most impressive theatre evenings ever to productions that left you wondering when they would finally end, the trip had it all. Many also found the post-performance discussions enriching. They provided insights into creative processes, artistic decisions, and production conditions, and often opened up new perspectives on the works we'd seen.

Admittedly, the distances between the venues across Berlin were sometimes long, and from an organizational standpoint, things didn't always go entirely smoothly. Overall, however, the positive takeaways clearly outweigh the negatives. Above all, the diversity of the productions, the variety of venues, and the opportunity to experience so many different forms of theatre one after another in just a few days made the trip a special experience for many. Or, to put it simply: It was impressive, exhausting, sometimes chaotic, but above all, pretty cool.



Helen Hammerich

Vor einem Jahr durfte ich meine Doktorarbeit in der S316 verteidigen. Das war sehr aufregend für mich und trotzdem habe ich mich sehr wohl gefühlt. Ich kannte die Prüfungskommission und es waren viele Menschen da, denen ich gerne etwas über meine Arbeit erzählen wollte. In meiner Forschung habe ich Strategien zum Umgang mit rechtsextrem kontextualisierter Musik herausgearbeitet. In meiner Disputation war eine der letzten Fragen der Prüfungskommission, bezugnehmend auf einen Buchtitel meines Textkorpus, wie ich mir eine menschenfreundliche Hochschule vorstelle. Eigentlich ist die Frage für mich ganz einfach zu beantworten: Eine Hochschule, an der sich alle Mitarbeitenden und Studierenden wohlfühlen. Doch was genau heißt das konkret? Da es sich um ein subjektives Empfinden handelt, gibt es vermutlich nicht nur sehr unterschiedliche

Schwerpunktsetzungen, sondern auch gänzlich unterschiedliche Schwerpunkte. Während es für mich bspw. eine große Rolle spielt, dass wichtige Meetings und Seminare innerhalb der Betreuungszeit der Kita stattfinden, mag das für kinderlose Kolleg:innen irrelevant sein. Ich möchte

im Folgenden fünf Bausteinen umreißen, die für mich Bestandteil einer menschenfreundlichen Hochschule sind und beziehe hier vor allem eigene Erfahrungen ein.

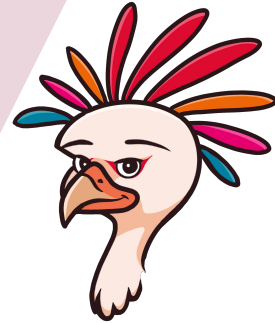
#1 *Respektvoller Umgang*

Hochschulen sind von Hierarchien geprägt – in Rollenverhältnissen wie Lehrende und Studierende ebenso wie in unterschiedlichen Vergütungsstufen.

Gleichzeitig gilt: Als Menschen sind wir gleichwertig. Dieser Grundsatz bildet eine zentrale Grundlage unseres Zusammenlebens. Auch eine strukturelle Ebene mit Aspekten wie Barrierefreiheit und Sensibilität für Diskriminierung muss hier konsequent mitgedacht werden.

In der Begleitung von Studierenden finde ich diesen Grundsatz allerdings immer wieder komplex. In Aufnahme- und Abschlussprüfungen treffen wir als Prüfende Entscheidungen, die das Leben der Studierenden und Absolvent:innen prägen und Studien- und Berufswahl bzw. -ort beeinflussen. Diese Entscheidungen sind in der Regel fachlich begründet, doch gerade in mündlichen und praktischen Prüfungen, hat die Persönlichkeit der Prüflinge ein hohes Gewicht. In Lehrveranstaltungen spielt darüber hinaus die Persönlichkeitsentwicklung der

Studierenden eine wichtige Rolle. Daraus erwächst für uns Lehrende eine besondere Verantwortung: Wenn persönliche Reflexionsprozesse Teil der Lehre sind, treffen sie auf bestehende Machtverhältnisse, etwa durch Prüfungs- und Bewertungsstrukturen. Deshalb ist es entscheidend, eine Balance zu finden: zwischen dem pädagogischen Anspruch, Entwicklung zu ermöglichen, und dem Schutz der Privatsphäre der Studierenden. Dabei sollte immer eine wertschätzende und respektvolle Haltung eingenommen werden.



#2 Kommunikation

Da das Wohlfühlen in einer Umgebung an sehr unterschiedliche Aspekte geknüpft sein kann, ist ein Austausch über Bedürfnisse essenziell. Dabei können Strukturen in der Hochschule unterstützen, bei der Wahrnehmung von Machtmissbrauch oder Diskriminierung bspw. die Konfliktberatungsstelle. Darüber hinaus können Verbesserungswünsche an verschiedene (studentische) Gremien hergetragen werden und auch in Lehrveranstaltungen gibt es oftmals Raum, über Wünsche zu sprechen.

In der Vorbereitung von Lehrveranstaltungen, Konzerten oder

anderen Formaten kann es zu Spannungen kommen, wenn Lehrende und Teilnehmende unterschiedliche Prioritäten setzen. Insbesondere bei hohem persönlichem Einsatz besteht die Gefahr, vermeintlich geringeres Engagement als persönliche Gering-schätzung zu interpretieren – eine Dynamik, die durch bestehende Hierarchien und Abhängigkeiten in Prüfungssituationen problematisch werden kann. Hilfreich ist hier eine offene Kommunikation. Wenn Lehrende bspw. Einblick in die Situation der Studierenden erhalten, lassen sich Verhaltensweisen häufig besser einordnen.

Fünf Bausteine für eine menschenfreundliche Hochschule

Helen Hammerich

#3 Kollegialität

Auf institutioneller Ebene ist ein kollegiales Miteinander zentral für ein gutes Hochschulklima. Konkurrenzverhalten oder abwertende Haltungen gegenüber anderen Fachbereichen sowie übermäßiger Leistungsdruck wirken sich dagegen negativ aus. Dies macht sich vor allem dann bemerkbar, wenn es Sonderveranstaltungen gibt, die die reguläre Lehre beeinflussen und die Teilnahme für Studierende erschweren. Besonders problematisch ist es, wenn Studierende mangelnde Kommunikation zwischen unterschiedlichen Lehrenden oder Fachbereichen aushalten müssen und ggf. vermeidbare Konsequenzen in Form von Bewertungen zu tragen haben. Wichtig für ein kollegiales Miteinander ist hier nicht nur die Kommunikation zwischen den Beteiligten, sondern auch eine wechselseitige Rücksichtnahme.



#4 Engagement und Teilhabe

Die hmt ist eine kleine Hochschule mit einem hohen Anteil an Lehrbeauftragten. Gleichzeitig existieren zahlreiche Gremien, deren Besetzung in einigen Fachbereichen aufgrund begrenzter personeller Ressourcen herausfordernd ist. Dennoch lebt die Hochschule vom Engagement ihrer Mitarbeitenden und Studierenden. Veränderungen können nur angestoßen werden, wenn Wünsche, Bedürfnisse und Anliegen geäußert und Verantwortung in Gremien übernommen wird. Je breiter die Beteiligung, desto geringer ist die Belastung für Einzelne.

Dabei ist zu berücksichtigen, dass nicht alle gleichermaßen Erfahrung oder Möglichkeiten haben, sich einzubringen. Insbesondere Studierende und Lehrbeauftragte engagieren sich häufig zusätzlich zu ihren regulären Verpflichtungen. Umso wichtiger ist es, dieses Engagement zu fördern, wertzuschätzen und – wo möglich – strukturell zu unterstützen, damit Teilhabe langfristig erhalten bleibt.

#5 **Machtbewusstsein**

Die Lehr-Lern-Situationen an der hmt sind durch kleine Gruppen und persönliche Nähe geprägt. Das kann den Austausch erleichtern, erschwert es jedoch zugleich, eigene Bedürfnisse und Rechte klar zu vertreten. Bereits scheinbar kleine Fragen – etwa zur Ausnutzung von Fehlzeiten oder zur Vereinbarkeit parallel stattfindender Veranstaltungen – können sich deutlich auf das Stressempfinden und die Zufriedenheit von Studierenden und Lehrenden auswirken.

Lehrende haben durch Terminplanung und organisatorische Entscheidungen einen spürbaren Einfluss auf die Lebensgestaltung der Studierenden. Dabei gilt es, unterschiedliche Lebensrealitäten zu berücksichtigen, etwa Betreuungs- oder Pflegeverpflichtungen sowie Erwerbstätigkeit.

Gleichzeitig stehen diesen Anforderungen strukturelle Einschränkungen wie begrenzte Raumkapazitäten oder widersprüchliche Gruppenbedarfe gegenüber. Nicht alle Studierenden äußern ihre Anliegen gleichermaßen offen. Umso wichtiger ist ein reflektierter Umgang mit der eigenen Position sowie die Schaffung transparenter und verlässlicher Rahmenbedingungen. Dazu gehören nachvoll-

Fünf Bausteine für eine menschenfreundliche Hochschule

13

ziehbare

Bewertungskriterien, klare Entscheidungsprozesse und Sensibilität für unausgesprochene Bedürfnisse.

Ich habe eingangs bereits betont, dass eine menschenfreundliche Hochschule viele Perspektiven hat. Auch meine Perspektive mag sich in einem Jahr schon ganz anders darstellen. Deshalb möchte ich an dieser Stelle zum Austausch einladen: Welche Erfahrungen bringt ihr / bringen Sie mit? Welche Bausteine fehlen noch?



Sebastian Berck

Crispin Scholz

Bericht vom hochschul-
übergreifenden Seminar Musik
(gestalten) im Raum an der
Hochschule für Musik und Theater
Hamburg vom 15. bis 20. März
2026

Sonntag: Was ist Raum? Mit
dieser Frage starteten wir in das
hochschulübergreifende Seminar
2026 an der Hochschule für Musik
und Theater Hamburg. Erst
einmal ankommen! Nach einem
kurzen theoretischen Input zu
unterschiedlichen Raumkon-
zeptionen von Newton bis Derrida
ging es sofort in die Praxis. Keine
großen Kennenlernspiele – gleich
performen. Das Highlight an
diesem ersten Abend: eine
Happening-würdige Stuhl-
performance!

*Da kann ich mich mit Mühe
gerade so an drei Namen
erinnern und schon finde ich
mich in einem etwas anderen
Stuhlkreis wieder. Scheinbar ohne
Sinn, reiche ich Stühle umher, bis
diese sich türmen – ähnlich der
auf der Reise angesammelten
Müdigkeit –, und auf dem Weg
ins Hostel wird mir noch einmal
klar, wie richtig es ist, ein
(musikalisches) Ende zu finden.*

*Montag: Dabei hat die Exkursion
erst angefangen und ich stehe
bereits wieder in der S-Bahn
nach Harburg, um meine
heimatliche Klang- und
Geräuschkulisse mit der örtlichen
zu vergleichen. Zunächst auf
menschlichen Beinen und dann
mithilfe der 3D-Audioanlage des
ligeti zentrums wandern Klänge
durch den Raum und zeigen mir,
wie schnell (akustische) Grenzen
überschnitten werden können.*

Ein wichtiges Werkzeug, welches
uns durch einen Großteil des
Seminartages begleitete, war die
Koala-App, die wir sowohl für die
Aufnahme von Klängen als auch
für die Bearbeitung und
abschließende Präsentation
genutzt haben. Mit sehr
unterschiedlichen und gerade in
dieser Unterschiedlichkeit span-
nenden Präsentationen endete
der sehr intensive erste
Seminartag.

Dienstag: Ein neuer Morgen brach
an, ein neuer Raum stand im
Mittelpunkt: Die Hamburger
Kunsthalle. Gestartet wurde
wieder mit einem theoretischen
Input, diesmal in erster Linie eine
Vorstellung der Vermittlungs-
programme der Kunsthalle. Dann
folgte eine erneute
Sammel- und
Erkundungsphase mit

Digitale Klanggewölbe und ruhender Impressionismus

dem Ziel, musikalisch und performativ zu bespielende Objekte, Gemälde oder Orte zu finden, mit Blick auf den großen Abschluss des Seminars am darauffolgenden Donnerstag.

*Derlei prunkvolle Räume evozieren in mir gern einmal eine modernistische Aversion, welcher der mit Hier ist die Moderne überschriebene zweite Ausstellungsbau entsprechen kann; Kommiliton*innen können mich dann jedoch auch von ihren Lieblingsstücken des historischen Teils überzeugen – Kunsthalle als Begegnungsraum. Verschiedene Konzeptionen ästhetischer Transformation finden dann Einzug in Gruppenräume (oder weniger euphemistisch: Übezellen) zu unseren geplanten Performances. Den Abend beschließen wir fachkundig stadtgeführt an der frischen Luft.*

Mittwochs wird gespielt. Als Metareflektierende zeichnen wir Koordinatensysteme zwischen Sicherheit & Freiraum sowie Selbstzweck & pädagogischer Intention (huch, schon wieder (Post)Strukturalismus). Als Gäste St. Jacobis üben wir uns im Hören ohne Klang, am Instrument ohne Vorkenntnisse und aus Stockhausens Sieben Tagen.

Beinahe werde ich Strukturalist, denn ein tonaler Klarinettengrund färbt das Exploration Soundlab angenehm warm.

Der Arbeit mit dem Exploration Soundlab war eine architektonische Einführung in die St. Jacobi-Kirche vorangestellt, immerhin eine der wenigen erhaltenen mittelalterlichen Bauwerke in Hamburgs Stadtmitte, welche unseren bisherigen gesammelten Raum-Erfahrungen eine neue Perspektive gab. Das Heraus-treten aus der Kirche am Ende des Seminartags war wie die Rückkehr aus einer anderen Dimension in die Realität.

Der Seminar-Donnerstag stand ganz im Zeichen der abendlichen Aufführung in der Hamburger Kunsthalle. Dennoch darf das Intermezzo im musikalisch wohl schillerndsten Ort Hamburgs, der Elbphilharmonie, nicht vergessen werden. Auf dem Programm standen Einblicke in die Arbeit des Musikvermittlungsprogramms und ein sehr exklusiver Ort für ein Gruppenfoto auf dem Dach der ‚Elphi‘. Danach ging es ohne Pause direkt in die Kunsthalle. Mit klanglichen Interventionen an den am Dienstag ausgewählten Orten starteten wir in die

Sebastian Berck Crispin Scholz

Ergebnissicherung in Form von klanglich-performativen Präsentationen unserer musikalischen Gestaltungen.

Im szenisch-musikalischen Dialog, im rekontextualisierten Arrangement, im Mini-Musiktheater, in der narrativen Klangatmosphäre und in der partizipativen Performance wirken untrennbar verbunden Stimmen, Körper, Instrumente und Räume. Für unsere musikalischen Impulse gewinnen wir ein kleines Laufpublikum, das unserem Rundgang folgt. Gleich darauf nehmen wir am Salon teil, einem Vermittlungsprojekt des Hauses. Das Thema des Tages: Interpretationsversuche zu Foucaults Heterotopien, zum Beispiel im Radschlag durch die Elphi oder muhend in der Impressionismusausstellung – die Exkursion macht's möglich.

Die inoffizielle Auswertung folgt bereits bei der After-Show-Pizza, die offizielle fügt sich am Freitag an. Wir fragen uns, wo nur Theater gespielt wird, was wirklich unter die Haut geht und nicht nur, wo Musik Verbindung schafft, sondern auch, wo Klang ausgrenzen und trennen kann. Vor dem Horizont einer mehr oder weniger langen Zugfahrt trennt sich dann die Gruppe und bereits

im Zug fällt mir auf, dass ich noch nie dem Obertongesang der Gleise gelauscht habe.

Was bleibt also nach dem hochschulübergreifenden Seminar? Viele praktische Erfahrungen – manches vertraut, manches neu – und vor allem neue Kontakte mit dem Blick über den eigenen Studienhorizont hinaus. Wer also die Chance haben sollte, innerhalb des eigenen Studiums eines dieser Seminare besuchen zu dürfen, sollte dies unbedingt machen!



Unter der Leitung von Prof. Dr. Benjamin Eibach (Universität Hamburg), Dr. Andreas Höftmann (HfMMT Hannover), Prof. Dr. Oliver Krämer (hmt Rostock) und Prof. Dr. Susanne Naumann (HfMT Hamburg) erkundeten zwanzig Studierende aus acht Hochschulen eine Woche lang die Fragen *Was macht der Raum mit mir?* und *Was mache ich mit dem Raum?*

Digitale Klanggewölbe und muhender Impressionismus

Literatur für Nerds

Böhme, Gernot (2022) [1995]:
Atmosphäre. Essays zur neuen
Ästhetik. 5. Aufl. Frankfurt a.M.:
Suhrkamp.

Fischer-Lichte, Erika (2004):
Ästhetik des Performativen.
Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Foucault, Michel (2013) [1967]: Die
Heterotopien. Der utopische
Körper. Zwei Radiobeiträge.
Zweisprachige Ausgabe. Berlin:
Suhrkamp.

Huizinga, Johan (1981) [1938]:
Homo Ludens. Vom Ursprung der
Kultur im Spiel. Hamburg:
Rowohlt.

Krämer, Oliver (2011):
Strukturbilder, Sinnbilder,
Weltbilder. Visualisierung als Hilfe
beim Erleben und Verstehen von
Musik. Augsburg: Wißner.

Schafer, Raymond Murray (2011).
Anstiftung zum Hören. Hundert
Übungen zum Hören und Klänge
Machen. Wiesbaden: Breitkopf &
Härtel.



Performativ auf der Treppe sitzen?
Kein Problem!

Jutta Wangemann

Lieblingskünstler*in:

In der Kunst bin ich polyamourös: Miet Warlop z.B. liebe ich dafür, dass in ihrem Stück „One Song“ ein Performer Schlagzeug auf einem Instrument spielt, das über die ganze Bühne verteilt ist.

Instrumente:

Querflöte und zwei Songs auf der Gitarre

Lieblingsort in der hmt:

die lange Fensterbank vor der Bibliothek

Stückempfehlung:

„Fräulein Else“ nach Arthur Schnitzler von Leonie Böhm und Julia Riedler (Volkstheater Wien / ab Herbst im Repertoire der Volksbühne Berlin)

drei Wörter, die mich beschreiben:

lieben – mich für Menschen und Dinge in ihrer ganzen Schönheit und Unvollkommenheit zu begeistern, ist *die* Kraft- und Inspirationsquelle für mich

zuhören – Welt reinzulassen in mein System, strapaziert wunderbar meinen Geduldmuskel und bringt mich immer weiter

unruhig bleiben – zu den guten Fragen vorzudringen, ist eine Bewegung, die mich mehr interessiert als die Statik von Antworten

Ich habe gelesen, dass Sie in Freiburg Lateinische Philologie und Neuere deutsche Literatur studiert haben – zwei Fächer, die sehr verschiedene Horizonte haben. Wie haben Sie Ihr Studium wahrgenommen?

Beide Fächer haben etwas mit meiner Neugier für Sprache und Kommunikation zu tun: Latein hat mich in seiner Ökonomie und Strukturiertheit begeistert. Ich mochte aber auch die damit verbundenen archäologischen Fächer, weil

ich gerne auf Baustellen herumstapfe und fremden Welten auf den Grund gehe. In Germanistik habe ich den französischen Poststrukturalismus kennengelernt, dessen Theoriebildung auch für Dramaturgie wichtig ist. Freiburg hat eine ähnliche Größe und Randlage wie Rostock, allerdings am anderen Ende der Republik. Die kurzen Wege haben mir ein intensives Studium ermöglicht. Ich habe genossen, dass die Stadt mitten in Europa liegt, unweit der schweizerischen und französischen Grenze.

Irgendwann wurde es mir dort aber zu beschaulich und ich hatte das Bedürfnis, rauszugehen aus Deutschland, in einem anderen System zu studieren und auch in einer anderen Sprache zu existieren. Das finde ich eine sehr interessante Erfahrung, weil man sich selbst noch einmal anders wahrnimmt und ausprobieren kann. In Rom an der „Sapienza“ fand ich es skurril, lateinische Texte ins Italienische zu übersetzen. Mein eigentliches Projekt war dort, mich mit der Stadt und ihren Menschen anzufreunden und mich der unfassbaren

19 Dichte an Kunstwerken auszusetzen.

Ich habe mir ein Jahr lang (gefühlt) alle 600 Kirchen angeschaut und bin morgens einfach so über das Forum Romanum geschlendert – als Abkürzung, weil ich mit meinem Uni-Ausweis keinen Eintritt zu den antiken Stätten zahlen musste.

War das eine Art Goethe-Italien-Reise 2.0?

Ich war damals eher an Ingeborg Bachmann orientiert, aber in jedem Fall ging es auch bei mir um Selbstfindung und Inspiration. Vielleicht auch ein bisschen um eine jugendlich-schwärmerische Selbstinszenierung. In Rom liegen historische Schichten offen und man kann sich ins Verhältnis zu Geschichte setzen. Das ist auch in einer anderen Stadt so, die für mich wichtig ist: Berlin, wo ich schon lange lebe.

Wenn man dann weiter in Ihrem Lebenslauf liest, steht da Theater, Theater, Theater. Wie kommt man denn von Philologie und Neuer deutscher Literatur ins Theater und zur Dramaturgie?

Wir sind mit einem kulturjournalistischen Seminar der Universität ins Theater gegangen und haben Kritiken

geschrieben. Da habe ich entdeckt, dass ich eine passionierte Zuschauerin bin, aber gleichzeitig lieber die Seite wechseln und Teil des Teams sein wollte, das Theater macht. In der Endphase meines Studiums habe ich eine Hospitanz am Theater Basel gemacht, eine zweite am Schauspielhaus Zürich direkt nach meinem Master. Dort habe ich den Regisseur Frank Castorf, den Bühnenbildner Bert Neumann und ein paar andere Leute kennen-gelernt, die damals die Volksbühne Berlin geleitet haben. Die Arbeit mit ihnen war etwas völlig Neues für mich. Es hat mich um-gehauen, dass eine Theater-probe kein ermüdendes Wiederholen, sondern jedes Mal neu und so aufregend sein kann wie eine Vorstellung. Ich wurde dann Dramaturgie-Assistentin an der Volksbühne und habe am Theater arbeitend Theater gelernt.

Gibt es Perspektiven, die sich wandeln auf dem Weg von Hospitanz über Assistenz bis hin zur eigenen Dramaturgie?

Ich habe damit begonnen, dass ich bei Frank Castorf Regiebuch geschrieben habe. Seine

Methode ist so eine Art Live-Dramaturgie. Aus dem Roman und auch aus Stücken, inszeniert er sowohl die Textfassung als auch die Handlungen und Haltungen der Spieler*innen. Das passiert alles gleichzeitig im Probenvorgang. Als Assistentin habe ich erstmal ganz nah an diesem Puls der Probe gearbeitet. Später als Dramaturgin an der Volksbühne habe ich mehr am dramaturgischen Überbau und mit dem mobilen Containerformat „Rollende-Road-Schau“ auch an den Rändern des Theaters gearbeitet, mit etwas größerem Abstand zum Probenvorgang. Eine produktive Distanz ist für meinen Beruf sehr wichtig: Als Dramaturgin bin ich die „erste Zuschauerin“ und weiß zugleich, was die Künstler*innen antreibt.

Gab es sonst noch Erwartungen an dem Beruf, die sich vielleicht erfüllt haben oder gerade nicht?

Ich bin in den Beruf eher unvorbereitet hineingeraten und habe dann im Tun herausgefunden, was Dramaturgie für mich ausmacht. Natürlich gibt es bestimmte Techniken und ein beschreibbares Jobprofil. Aber die Art

und Weise, wie Dramaturginnen arbeiten und welche künstlerischen Ideen sie verfolgen, sind je nach Persönlichkeit sehr verschieden. Es gehört zu diesem merkwürdigen Beruf dazu, dass Verwandte, Bekannte, auch die eigenen Kinder keinen blassen Schimmer davon haben, was man arbeitet.

Und was antworten Sie dann den Verwandten, wenn sie fragen, was eigentlich Dramaturgie ist?

Für mich ist Dramaturgie ein Verb, ein Tun-Wort:

Dramaturg*innen gestalten Theater. Sie erfinden das Programm, kommunizieren zwischen Kunst und Öffentlichkeit und definieren die Rolle des Theaters oder eines Festivals in einer Stadtgesellschaft. In einer künstlerischen Produktion sind Dramaturginnen diejenigen, die Visionen teilen, Konzepte entwickeln, Kontexte und Hintergründe vermitteln, lesen, schreiben, Fragen stellen und mit liebevoll-distanziertem Blick Prozesse begleiten. Theater sind für mich Gebäude aus Kommunikation.

Inszenierungen entstehen durch ganz viele Verabredungen

zwischen Menschen: künstlerische, technische, dispositive und vertragliche. Dramaturg*innen beobachten und beschützen Schnittstellen und moderieren an neuralgischen Punkten.

Die Kunst der Dramaturgie ist es, das Ganze im Blick zu haben und singuläre Impulse zu setzen. Ich persönlich begeistere mich auch sehr für Institutionen in ihrer Vielschichtigkeit, das gilt auch für die Hochschule. Hier an der hmt haben wir verschiedene Institute und ich glaube, dass in dieser Kombination ein großes Potential liegt. Das ist ein bisschen wie das Gebäude selbst: Es gibt einen Kreuzgang mit vier ganz verschiedenen Himmelsrichtungen, aber einen gemeinsamen Innenhof. Wie beim Theater interessiert es mich auch hier, die Hochschule zu verbinden mit anderen Akteur*innen in der Stadt, wie beispielsweise bei dem Projekt „Gender Pain Gap“ in Zusammenarbeit mit der Uniklinik.



Ihre Projekte bezeichnen Sie als transdisziplinär und ortsspezifisch. Welche Rolle spielt der Raum in Ihrem Schaffen?

Die Theatersituation ist in meinem Denken oft der Ausgangspunkt. Die Möglichkeiten und Grenzen eines spezifischen Raumes und die Kopräsenz von Spieler*innen und Publikum lassen mich fragen: Was sind die Qualitäten dieser Räume? Was können sie? Das gilt für alle Medien: Während Corona habe ich mit Jugendlichen in Tel Aviv, Berlin und Düsseldorf ein YouTube-Projekt über Freundschaft entwickelt. Der bewusste Blick auf Räume öffnet uns dafür, Dinge nicht als selbstverständlich zu nehmen und vertraute Umgebungen mit neuen Augen zu sehen. Ich glaube daran, dass Kunst ein Wahrnehmungsapparat ist und dass mit jedem Menschen eine ganze Welt zur Tür hereinkommt. Das kann auch hart sein, wenn verschiedene Sichtweisen und Lebensformen auf engem Raum kollidieren, aber Theater weiß diese Kollision produktiv zu nutzen.

Gibt es noch andere Potentiale, die Sie dem Theater zuschreiben? Und wo liegen vielleicht seine Grenzen?

Theater ist kein Massenmedium. Das ist auch gut so: Es hat nur eine begrenzte Reichweite, dafür sind alle live dabei. Eine subventionierte Theaterlandschaft, wie wir sie in Deutschland haben, hat das Privileg, kein kommerzieller Raum sein zu müssen. Eine große Qualität der Bühne sehe ich in der Möglichkeit, sich von alltäglichen Dingen zumindest zeitweise zu befreien: sozialen Rollen oder Zuschreibungen zum Beispiel. Dadurch entsteht eine spannende Gleichzeitigkeit von Wirklichkeit und Utopie. Ich bewundere Menschen, die sich auf einer Bühne stellvertretend für die Gesellschaft exponieren. Mich selbst sehe ich eher in der Funktion, diese Menschen zu schützen und ihre Prozesse mitzugestalten.

Diese Funktion begleitet Sie auch in ihrer Hochschultätigkeit. Verändert die Vermittlungsarbeit die Perspektive auf das eigene Schaffen und die eigene Disziplin?

crispin scholz

Für mich ist Unterricht ein Möglichkeitsraum, in dem ich mit meiner Erfahrung auf junge Künstler*innen treffe, die ich dabei unterstütze, ihre eigenen Vorstellungen davon zu entwickeln, was Kunst alles sein kann. Die junge Generation hat einen machtkritischen Blick auf Theater und fragt nach Produktionsbedingungen und einem guten Umgang mit Ressourcen wie persönlicher Kraft oder Arbeitszeit. Ich bin noch sozialisiert in einem Theater, wo ich als Assistentin bis nachts um vier Regiebücher geschrieben habe. In einer bestimmten Lebensphase hat mich das glücklich gemacht. Heute interessiere auch ich mich dafür, ein Privatleben zu haben.

Gibt es Wünsche oder Erwartungen, die Sie persönlich ans Theater der Zukunft haben?

Ich wünsche mir vom Theater, dass es sich nicht vor sich her treiben lässt von Erwartungen. Künstler*innen beauftragen sich selbst. Sie sollten sich fragen, was die unverwechselbaren Qualitäten des eigenen Mediums sind und diese für ihr Publikum erfahrbar machen.

23

Theater ist die

sozialste Kunstform. Es kann, was die aktuellen Politiken der Härte nicht schaffen: Schauspieler*innen verwandeln ihre Verletzlichkeit auf der Bühne in Kommunikation. Theater sind deshalb Orte, an denen eine Gesellschaft in sicherem Rahmen verhandeln kann, was sie beunruhigt, überfordert, trennt und verbindet. Das Theater der Zukunft entsteht hier und jetzt, deshalb ist es eine der schönsten und lohnendsten Aufgaben, in die Ausbildung zu investieren – für mich persönlich als Dozierende, aber auch für politische Gestalter*innen.



Interview mit Jutta Wangemann

Foto: Lars Nickel

24 Das Ende deines Studiums rückt näher – und plötzlich tauchen jede Menge Fragen auf: Wie geht es nach dem Abschluss weiter? Wie finde ich meinen Weg ins Berufsleben? Welche Möglichkeiten habe ich? Und für viele internationale Studierende ganz konkret: Wie kann ich in Deutschland bleiben und mir hier eine berufliche Zukunft aufbauen? Zwischen Hochschule und Berufsleben liegt oft genau diese Phase voller Fragen und Unsicherheiten. Unsere Mentor:innen schlagen hier eine Brücke: Als ehemalige hmt-Studierende kennen sie nicht nur das Studium, sondern auch die Realität danach. Sie haben den Übergang selbst erlebt, erste Engagements gesucht, Entscheidungen getroffen und ihren eigenen Weg gefunden. Von diesen Erfahrungen kannst du direkt profitieren und Orientierung für deine nächsten Schritte mitnehmen. Im Mentoring bildest du ein Tandem mit einer Mentorin oder einem Mentor und bringst einfach alles mit, was dich gerade beschäftigt. Einmal im Monat trifft ihr euch und nehmt euch Zeit für die Themen, die für dich wichtig sind – von Karriereplänen über Bewerbungen bis hin zu

ganz persönlichen Fragen rund um den Berufseinstieg.

Auch der Austausch mit anderen Mentees spielt eine wichtige Rolle. Mehrmals im Semester trifft sich die Gruppe und du lernst Studierende aus anderen Klassen kennen, knüpfst neue Kontakte und baust dir ganz nebenbei dein Netzwerk auf.

Als zusätzliches Extra gibt es ein professionelles Fotoshooting sowie die Produktion von Videos für deine Selbstvermarktung – also konkrete Materialien für deine nächsten Schritte.

Wer gerade im Übergang vom Studium ins Berufsleben Orientierung, Austausch und ein bisschen Rückenwind sucht, kann sich für das Mentoring-Programm bewerben und Teil eines Tandems werden.

Die nächste Runde startet im Oktober 2026, die Bewerbungsfrist endet am 10. Oktober 2026. Alle Informationen zur Teilnahme und zur Anmeldung findest du unter: <https://www.hmt-rostock.de/careercenter/mentoring/>

Bei Fragen hilft dir Anna Bernlochner gerne weiter.

Für das Programm erhalten wir finanzielle Unterstützung durch das Bundesministerium für Forschung, Technologie und Raumfahrt sowie durch den DAAD.

Anna Bernlochner

Mentoring-Programm

„Mein Mentor hat mich durch das Vorsingen begleitet, mit mir meine Erfahrungen analysiert und mir geholfen, mich stetig zu verbessern. Sein Feedback zu meiner Performance war sehr professionell und er hat mir geholfen, an meinen Baustellen zu arbeiten durch konkrete Tipps und Aufgaben.“

(Anna-Maria Kawatzopoulos)

„Das Mentorinnen-Programm hat mir sehr dabei geholfen mich mit persönlichen Themen, insbesondere der Selbstentwicklung auseinanderzusetzen und hat mir sehr viele Impulse in unterschiedlichen Bereichen wie z.B. Mentales Training, Körperarbeit/Atmung und Stärkung des Selbstbewusstseins gegeben. Ich kann Jedem/Jeder das Mentorinnen Programm sehr ans Herz legen, der bereit ist, sich auf neue Themen einzulassen und Neues zulernen. Vielen Dank für die Möglichkeit, Teil dieses Programmes gewesen zu sein!“

(Mariella Hahn)



Mentoring-programme



"I find the mentoring programme really helpful. It was great to get to know more people and learn so many new things. You can find lots of solutions to career-related questions. I always try to recommend the programme to others, and I'd definitely take part again myself." (David Angulo)

"If you feel you're running into difficulties during your studies or that you're lacking resources, I can wholeheartedly recommend the mentoring programme. In my meetings with my mentor, I've gained lots of new perspectives. Every conversation has given me fresh inspiration and motivated me to keep at it." (Ting-Yu Lin)

"It was wonderful to try out different cafés with my mentor and move from everyday chat to discussing specific topics. I'm absolutely delighted and grateful: although we didn't know each other beforehand, we were immediately on the same wavelength and were able to support each other's views. I hope we'll stay in touch even after the mentoring programme has ended." (Hannah Hauser)

27 The end of your degree is drawing closer – and suddenly a whole bunch of questions are popping up: What happens after graduation? How do I find my way into working life? What options do I have? And, for many international students in particular: How can I stay in Germany and build a career here?

There's often a phase full of questions and uncertainties right between university and working life. Our mentors bridge this gap: as former hmt students, they're familiar not only with the course but also with the reality that follows. They've experienced the transition themselves, sought out their first roles, made decisions and found their own path. You can benefit directly from these experiences and gain guidance for your next steps.

In the mentoring programme, you'll form a partnership with a mentor and simply bring along everything that's on your mind. You'll meet once a month and take the time to discuss the topics that matter to you – from career plans and job applications to very personal questions about starting your career.

Interaction with other mentees also plays an important role. The group meets several times a

semester, giving you the chance to get to know students from other classes, make new contacts and, at the same time, build up your network.

As an added bonus, there's a professional photoshoot and the production of videos to help you promote yourself – in other words, practical resources to support your next steps.

Anyone currently making the transition from university to working life who is looking for guidance, a chance to share experiences and a bit of a boost can apply for the mentoring programme and become part of a mentoring pair.

The next round starts in October 2026; the deadline for applications is 10 October 2026. You can find all the information you need about taking part and registering at: <https://www.hmt-rostock.de/careercenter/mentoring/>

If you have any questions, Anna Bernlochner will be happy to help: anna.bernlochner@hmt-rostock.de

We receive financial support for the programme from the Federal Ministry of Research, Technology and Space and from the DAAD.

Anna Bernlochner

hmt interdisziplinär

Prorektor Martin Rieck sagt euch, warum:

- Fast alles ist erlaubt! Der Kreativität sind keine Grenzen gesetzt.
- Für eigene Ideen eine große Bühne + Betreuung durch technisches Personal für Probe und Aufführung kostenfrei zu bekommen ist außergewöhnlich (man bedenke: in der Selbstständigkeit nach einem Studium würden solche Möglichkeiten viel kosten).
- Sichtbarkeit (öffentlicher Auftritt garantiert), Vernetzung innerhalb der Hochschule, Wachstum über den „Tellerrand“ hinaus.
- Synergie: Sich selbst und die Arbeit anderer Fach-Disziplinen (neu) entdecken.

Alle Infos findet ihr auf der Website
oder bei Prof. Ulrike Bals.



Das erwartet euch im diesjährigen Opernprojekt

Boccaccio

Ein Schriftsteller, der die Kontrolle über seine Figuren verliert und Figuren, die real zu werden drohen. Folgt uns in den Kopf von Boccaccio!

(Ina Böger & Soraya Eben, die Boccaccios)

Wie viele Herzfrequenzen hat die Liebe?

Kommt zu Boccaccio – wir haben die Antwort!

(Martina Rüping, Projektleiterin)

ACHTUNG, ACHTUNG: stuART sucht Layout.

Du sprichst fließend Design, kannst ein Halbgeviert von einem Viertelgeviert unterscheiden und platzst gleich vor Gestaltungsideen? Dann melde dich bei uns und werde neue*r Setzer*in & Layouter*in für stuART! Wir freuen uns auf dich!

29



Lange wurde es herbeigesehnt, hier ist es nun: das Gruppenfoto des FSR LaThea. Extra für euch in Schale geschmissen haben sich (v.l.): in rot vorne links: Chiara Patragst, dahinter in blau: Lucas Wagner, unten davor mit Brille: Johanna Decker, dahinter mit schwarzen Haaren: Amelie Kruspe, daneben in hellblau: Annalena Bonk, dahinter mit der Hand nach oben: Edgar Boortz, davor in Grün: Emma Borchers, daneben mit brauner Jacke: Emma Jörgeling und daneben in gestreift rot: Magdalena Petermann.

30 *Wie sind Sie eigentlich hier an der hmt gelandet?*

Ich habe BWL in Halle studiert, komme aber ursprünglich aus Thüringen. Mein Mann und ich hatten damals gesagt: Wer zuerst Arbeit findet, bestimmt, wo wir hingehen. Er hatte hier zuerst Arbeit bekommen, also sind wir geblieben.

Zunächst habe ich im Hanse Sail Büro gearbeitet. Da war ich für die Schiffe zuständig, für Liegeplätze und alles, was so dazugehört – im Prinzip Mädchen für alles. Das war eigentlich bei allen dort so. Jeder hatte zwar seinen Bereich, aber letztendlich haben alle überall mit angepackt.

Irgendwann wurde das Geld knapp und ich wurde entlassen. Ich war kurz arbeitslos, dann wurde hier in der Hochschule die Stelle als Elternzeitvertretung im Künstlerischen Betriebsbüro frei. Erst waren es nur zwanzig Stunden, mittlerweile arbeite ich deutlich mehr. Dass ich geblieben bin, hätte ich damals natürlich nicht gedacht. Es ist inzwischen schon über zwanzig Jahre her.

War BWL damals schon Ihr Wunschstudium?

Ja, das war eigentlich ziemlich geplant. Ich habe mein Abitur noch zu DDR-Zeiten gemacht,

also genau vor der Wende. Damals hieß das noch sozialistische Betriebswirtschaftslehre.

Vor dem Studium musste man ein Jahr in einem Betrieb arbeiten. Das war Pflicht, damit man einen Praxisbezug hatte. Ich hatte in meinem Betrieb sogar schon eine feste Stelle für die Zeit nach dem Studium. Ich sollte später in der Absatzabteilung arbeiten – heute würde man wahrscheinlich Marketing oder Vertrieb sagen. Der Arbeitsplatz stand also eigentlich schon fest. Dann kam die Wende.

Ich bin ins Studium gegangen und hinterher war der Job einfach nicht mehr da. Im Nachhinein war das aber gar nicht schlimm. Das Studium selbst habe ich wirklich genossen.

Wir hatten damals noch feste Seminargruppen. Dadurch kannte man seine Mitstudierenden ziemlich schnell und daraus ist ein richtig schöner Freundeskreis entstanden. Wir waren der letzte Jahrgang, bei dem das bei der Immatrikulation noch so war. Gerade an großen Universitäten bleibt man sonst schnell in seiner eigenen Blase. Da sitzen dann ein paar Hundert Leute im Hörsaal und man kennt kaum jemanden.

Henning Köberle

Wie war Ihr erster Eindruck, als Sie an eine Musikhochschule kamen?
Eigentlich kam ich aus einer völlig anderen Welt, bin von klein auf sehr mit Sport verbunden, ob nun Turnen im Leistungs- und Breiten-sport oder heute Leichtathletik, Gymnastik oder Gesundheits-sport. Vorher hatte ich mit Segelschiffen zu tun, von denen ich keine Ahnung hatte, von Künstlerinnen und Künstlern wusste ich genauso wenig.

Ich habe also von Anfang an gesagt: Ich komme nicht aus der Kunst. Vielleicht war das sogar ein Vorteil, weil ich allen erst einmal unvoreingenommen begegnet bin. Natürlich bringt hier jeder seine eigene Persönlichkeit und seine eigene künstlerische Arbeitsweise mit – aber für mich stand immer zuerst der Mensch im Mittelpunkt.

Ich glaube, genau das prägt auch den Umgang miteinander. Man lernt sich nicht nur über das Fach oder die Kunst kennen, sondern einfach als Menschen. Und das hat mir hier von Anfang an gefallen. Deshalb bin ich letztlich auch geblieben.

Wenn Sie auf die letzten zwanzig Jahre schauen – was hat sich an der Hochschule verändert?

Veränderungen bringt die Zeit natürlich immer mit sich.

Die Hochschule ist gewachsen. Als ich angefangen habe, war alles viel kleiner und familiärer. Auch die Verwaltung war deutlich kleiner. Die Wege waren kurz und vieles ließ sich schnell klären.

Heute ist die Verwaltung größer. Das bringt natürlich auch mehr Abstimmung mit sich. Am Anfang gab es dadurch sicherlich auch mal Reibungen. Mehr Menschen unter einen Hut zu bekommen, ist eben nicht immer einfach. Aber das hat sich mit der Zeit eingespielt.

Für mich persönlich sind die Wege trotzdem kurz geblieben. Ich sitze direkt am Rektorat und habe dienstlich viel damit zu tun. Meine Tür steht eigentlich immer offen. Wenn jemand eine Frage hat, kann man meistens gleich miteinander sprechen.

Im Laufe der Jahre haben sich natürlich auch die Studierenden verändert. Manchmal habe ich den Eindruck, dass der Blick heute stärker auf den eigenen Studienalltag gerichtet ist – was bei einem anspruchsvollen Studium ja auch verständlich ist. Gleichzeitig wünsche ich mir manchmal, dass der Blick füreinander etwas stärker bleibt.

Für mich gehören Kompromisse einfach zum Miteinander. Ein Kompromiss bedeutet nicht, dass einer seinen Willen durchsetzt,

Interview mit Ines Sachs

32 sondern dass beide Seiten einen Schritt aufeinander zugehen und gemeinsam nach einer Lösung suchen.

Das spielt in meinem Arbeitsalltag immer wieder eine Rolle. Oft geht es gar nicht darum, wer Recht hat, sondern darum, miteinander ins Gespräch zu kommen und eine Lösung zu finden, mit der alle gut leben können.

Hat sich dieser Umgang miteinander durch Corona noch einmal verändert?

Das kann gut sein. Corona hat da bestimmt auch eine Rolle gespielt.

Die Hochschule war ja zwischendurch komplett zu. Ich weiß noch, dass Carsten Storm und ich irgendwann die einzigen Menschen im ganzen Gebäude waren. Wir haben hier gearbeitet und es war wirklich niemand da. Kein Pförtner, keine Studierenden – das war schon ein ganz komisches Gefühl.

Als wir dann langsam wieder öffnen durften, haben wir wirklich ganz vorsichtig angefangen. Zuerst konnten nur die Studierenden üben, die kurz vor ihrem Abschluss standen. Für jede und jeden mussten Räume eingeteilt werden. Es gab feste

Übezeiten, Pausenzeiten und sogar Laufwege durch das Gebäude, damit sich möglichst niemand begegnet.

Am Anfang waren das zehn oder fünfzehn Studierende. Dann haben wir das Schritt für Schritt ausgeweitet.

Das war ein riesiger organisatorischer Aufwand, aber irgendwie musste es ja weitergehen. Nicht jeder kann zu Hause üben. Nicht jeder hat ein Klavier. Sängerinnen und Sänger bekommen schnell Besuch vom Nachbarn. Eine Geige oder andere Instrumente kann man auch nicht überall problemlos spielen. Deshalb war es wichtig, dass wenigstens die Abschlussstudierenden wieder ins Haus konnten.

Was schätzen Sie an der Arbeit mit den Studierenden?

Ich habe die Arbeit mit Studierenden eigentlich schon immer gemocht.

Als ich hier angefangen habe, waren meine eigenen Kinder noch klein. Heute sind die Studierenden ungefähr im Alter meiner Kinder. Man bleibt dadurch selbst irgendwie jung.

Ich erlebe die Studierenden nach wie vor als offen, freundlich und neugierig. Diese Offenheit finde ich besonders schön. Jede

Henning Köberle



Generation bringt ihre eigenen Perspektiven mit, und genau das macht die Arbeit abwechslungsreich. Ich hoffe, dass sie sich diese Neugier und Offenheit bewahren.

Hat die Arbeit hier Sie persönlich verändert?

Man lernt zu organisieren und zu planen. Vieles davon nimmt man auch mit ins Privatleben.

Vor allem habe ich aber gelernt, manche Dinge gelassener zu sehen. Nicht jedes Problem muss sofort angegangen werden. Manche Probleme wirken am Anfang wie ein riesiger Berg und lösen sich später fast von allein oder zumindest viel einfacher, als man zuerst gedacht hat.

Ich mache mir deshalb über ungelegte Eier schon lange keine Gedanken mehr.

Wenn aber wirklich ein Problem da ist, dann gibt es für mich eigentlich nur einen Rat: Redet miteinander.

Ich habe das Gefühl, dass das heute neben dem Telefonieren und Chatten einfach zu kurz kommt. Im Gespräch merkt das Gegenüber sofort, wenn irgend-etwas nicht richtig ankommt, und kann nachfragen. So lassen sich Missverständnisse viel schneller ausräumen.

Ein großer Teil Ihrer Arbeit ist heute die Raumplanung. Wie haben Sie die Einführung von ASIMUT erlebt?

Vorher kannte ich das System überhaupt nicht.

Wir hatten uns verschiedene Programme angeschaut und uns dann für ASIMUT entschieden.

Für die Pforte und für mich ist das

Interview mit Ines Sachs

34 in vielen Bereichen eine Erleichterung.

Unsere eigentliche Herausforderung ist aber gar nicht das System, sondern dass wir einfach zu wenige Räume haben.

Deshalb laufen zum Beispiel Ensembleunterrichte oder die Seminarräume weiterhin über meinen Schreibtisch. Sonst könnte innerhalb kürzester Zeit niemand einen größeren Raum bekommen. Die Säle sind letztlich Konzertsäle und keine normalen Überäume. Es müssen Lüftungszeiten berücksichtigt und Flügel gestimmt werden, ebenso Reparaturen. Auch muss immer wieder die Grundordnung im Saal für ein öffentliches Konzert hergestellt werden.

Früher haben wir mit einer einfachen Exceltabelle gearbeitet, die die reguläre Raumnutzung in der Woche abgebildet hat. Zusätzlich gab es ein haptisches Raumbuch, in dem ich jeden Tag sämtliche zusätzlichen Raumwünsche vermerkt habe, inklusive aller Unterrichtsabsagen.

Zeitweilig haben wir an der Pforte mit Wartelisten gearbeitet. Dann konnten sich immer zehn Studierende für einen plötzlich frei werdenden Raum eintragen und wurden dann zugeteilt. Weiterhin gab es auch noch eine Tafel vor

dem Überzimmerflur, auf der sich Studierende in den genutzten Überaum für 30 Minuten bis zwei Stunden eingetragen haben. So blieben die Studierenden im Vorraum sitzen und warteten auf den nächsten freien Raum.

Heute übernimmt ASIMUT vieles davon. Wenn das System konsequent genutzt würde, wäre es für alle einfacher. Dann könnten Dozierende und Studierende ihre Stundenpläne viel besser danach planen.

Was ich mir eigentlich wünsche, ist gar nicht viel: Die Zeiten vernünftig eintragen und die Räume bestätigen. Mehr braucht es gar nicht.

Studierende machen das meistens sehr zuverlässig. Bei den Dozierenden klappt das manchmal nicht ganz so gut.

Dann ist es leider so, dass sich sofort Studierende in einen vermeintlich freien Raum eingetragen haben und dann doch wieder herausgenommen werden. Das birgt natürlich Frust.

Auch Abmeldungen von Unterrichten sollten vermerkt werden oder noch besser bei mir mitgeteilt werden, denn so habe ich die Chance, Dozierenden ohne Unterrichtsraum noch zu einem Raum zu verhelfen.

Oft habe ich das Phänomen: Ein Raum wird frei und innerhalb

Henning Köberle

weniger Sekunden hat ihn sich schon jemand anderes gebucht. So schnell kann ich manchmal gar nicht reagieren.

Es gibt leider auch Dinge, die ich nicht so schön finde. Zum Beispiel, wenn Accounts untereinander weitergegeben werden. Dann wird ein Raum auf den Namen einer anderen Person gebucht, die vielleicht gerade im Ausland ist.

Das ist einfach unfair gegenüber allen anderen Studierenden.

Wenn wir so etwas mitbekommen, sprechen wir die betroffene Person natürlich erst einmal an. Uns geht es überhaupt nicht darum, jemanden auszuschließen. Aber die Räume sollen fair genutzt werden.

Am Ende haben wir alle dasselbe Problem: Es gibt mehr Bedarf als Räume.

Freuen Sie sich auf den Neubau?

Definitiv, Entlastung wird er auf jeden Fall bringen, da bin ich mir sicher. Aber ich glaube auch, dass wir genau ein Semester brauchen und uns dann fragen werden: Wie haben wir das eigentlich früher ohne den Neubau geschafft?

Die Ansprüche wachsen ja auch. Es gibt immer mehr Projekte und man möchte den Studierenden möglichst viel ermöglichen. Das

ist grundsätzlich etwas Schönes. Trotzdem muss man irgendwann überlegen, was man ihnen überhaupt noch zumuten kann.

Die Studierenden müssen Unterricht haben, sie müssen üben und sie brauchen auch Zeit, sich weiterzuentwickeln. Der Tag hat eben auch für Musikstudierende nur 24 Stunden.

Sehr gefreut hat mich dagegen, wie gut sich die Theaterpädagogik hier eingefügt hat. Sie haben es räumlich wirklich nicht leicht. Im Grunde haben sie einen Raum – und das war's fast schon. Dabei ist das ein kompletter Studiengang. Da hoffe ich wirklich, dass der Neubau Entlastung bringt.

Wenn Sie den Studierenden einen Rat mitgeben könnten – welcher wäre das?

Genießt die Studienzeit.

Ich habe das auch immer meinen eigenen Kindern gesagt. So schön wie während des Studiums wird das Leben später wahrscheinlich nie wieder.

Natürlich ist gerade ein künstlerisches Studium anspruchsvoll. Es gibt viel zu üben, viel zu organisieren und oft auch Druck. Trotzdem sollte man diese Zeit genießen.

Interview mit Ines Sachs

36 *Gab es eigentlich noch einen ganz anderen Beruf, der Sie gereizt hätte?*

Ja. Wenn ich heute noch einmal anfangen würde und das nötige Geld hätte, würde ich Medizin studieren. Mich interessieren die Anatomie und die Pathologie.

Ich fand immer spannend herauszufinden, woran Menschen gestorben sind und warum. Nicht aus Sensationslust, sondern weil mich interessiert, Zusammenhänge zu verstehen. Kann man vielleicht dazu beitragen, dass Krankheiten oder Anomalien besser behandelt werden können?

Das finde ich unglaublich spannend.

Mein ursprünglicher Berufswunsch war allerdings ein ganz anderer. Ich wollte Geologie studieren.

Zu DDR-Zeiten hieß es damals aber, dass man dafür auch unter Tage arbeiten müsse. Und Frauen wurden dafür nicht zugelassen.

Das musste ich damals akzeptieren.

Später, beim Studium, gab es noch einmal so einen kleinen Moment, der mir im Gedächtnis geblieben ist. Mein Abschluss

hieß damals eigentlich „Diplom-Kaufmann“. „Diplom-Kauffrau“ gab es nur auf Antrag. Also habe ich eben diesen Antrag gestellt. Das fand ich damals schon etwas merkwürdig.

Zum Abschluss: Gibt es etwas, das Ihnen aus all den Jahren an der Hochschule besonders wichtig geworden ist?

Eigentlich etwas ganz Einfaches.

Man sollte die Menschen erst einmal als Menschen sehen.

Das gilt hier an der Hochschule genauso wie überall sonst. Jeder bringt seine eigene Geschichte mit, jeder ist auf seine Weise besonders. Aber am Ende geht es immer darum, wie man miteinander umgeht.

Deshalb kann ich mich nur wiederholen und raten: Redet miteinander.

Viele Probleme entstehen erst dadurch, dass man nicht mehr richtig miteinander spricht. Wenn man sich zusammensetzt, merkt man oft sehr schnell, dass vieles gar nicht so groß ist, wie es vorher schien.

Das funktioniert an einer Hochschule genauso wie im ganz normalen Leben.

Renaissance

Nicht nur wird im Oktober der renommierte Dichter Boccaccio an unserer Hochschule gastieren, es wird auch mal wieder Zeit für einen neuen Antike-Hype. Also schnappt euch eure Lauten und holt die Perücken aus dem Schrank – wir treffen uns am Hofe. P.S.: Vergesst die italienischen Versnovellen nicht.

Regietheater

Der*die Autor*in ist tot (in den allermeisten Fällen). Wer aber noch lebt, das sind Sänger*innen, Schauspieler*innen, Musiker*innen, Regisseur*innen, Dramaturg*innen, Wissenschaftler*innen, Bühnen-, Kostüm- und Maskenbildner*innen, Techniker*innen und alle, die ich jetzt hier vergesse (es tut mir leid). Schaltet die Gehirne an und los geht's.

Picknick an der Warnow

Was gibt es Schöneres?

37

Damit der Dauerbrenner jedoch eure Haut in Frieden lässt, packt Sonnencreme ein oder seid die ersten: Schattenplätze sind rar.

Anton Tschechow

Ob mit oder ohne Hering, Tschechow ist hoch im Kurs. Es wird Zeit, mal wieder die Bib zu stürmen und ein paar Stücke herauszukramen – es gilt, zahlreiche Familienmitglieder zu entdecken.

Einrichtungstipp:

Klappbare Notenständer. In den Überäumen gibt es sowieso keine, bringt also gleich welche mit.

All-time-Out:

Überäume blockieren. Leute, seid fair und hört auf St. Ines!

Liebe Studierende,

aus gegebenem Anlass muss ich heute gleich noch eine zweite Mail an euch verfassen.

Es wird mittlerweile wieder festgestellt, dass es Studierende gibt, die durch zwei Pausen von 15 Minuten die Überzeit innerhalb der Kernzeit auf 2 1/2h verlängern. Diese 15-Minuten-Pause kann ja eigentlich niemand anderes nutzen. Auch in diesem Semester ist diese Praxis nicht erlaubt. Sollten solche Fälle auftreten, werde ich rigoros Buchungen herausnehmen. Wenn jemand es immer wieder macht, führt das als Konsequenz zu einem Reservierungsverbot für einen Tag, gegebenenfalls auch länger. Es ist einfach unfair, sich dadurch einen Raum schön lange zu reservieren, während normalerweise nur 60 Minuten Überzeit erlaubt sind. Dies dient ja nicht dazu, euch in der Kernzeit im Üben per se einzuschränken, sondern dient einfach der Fairness allen Studierenden gegenüber. Außerhalb der Kernzeit könnt ihr ja länger üben. Morgens bis 8.30 Uhr ist die Hochschule auch sehr überschaubar belegt.

Herzliche Grüße

Ines Sachs

Crispin Scholz
Trends für den Sommer



ART

„Da nagt der Zahn der Zeit dran.“

Wieder ein Bild für Vergänglichkeit –
ein Bild, das zu erklären versucht,
was der Zeitenfluss mit einem tut.

Doch wenn sich alles immer verändert, wie ein Fluss,
doch auch die Zeit sich ändern muss.

Wann verlor die Zeit also den ersten Backenzahn?

Waren überhaupt Milchzähne da?

Hat sie ein menschliches oder Hai-Gebiss?

Braucht sie später Plomben, Zahnersatz
oder ein künstliches Gebiss?

Wenn sie doch immer an allem nagt:

Was hat sie zu ihrem Schutz parat?

Benutzt sie Elmex wöchentlich?

Spült sich den Mund auch ordentlich?

Zahncreme ohne oder mit Flourid?

Wer weiß schon genau,

was im Badezimmer der Zeit geschieht...

am Playa Samil

Hans-Nepomuk Regel
Benutzt die Zeit eigentlich Zahnseide?

Ich zünde eine Kerze an.

Muss ich eigentlich jetzt an ihn denken, oder kurz bevor ich sie anzünde? – Ich kenne die Regeln nicht... Muss ich dabei die Hände falten? Reicht 1 Euro, damit die Nachricht oben bei meinem Vater ankommt? ...und viel wichtiger, reichen die 70 Cent Kupfergeld aus, die ich in die Spendenbox gestopft habe, weil ich schon seit langem kein Bargeld mit mir herumtrage? ...weil man in meinem Alter verdammt noch mal kein Bargeld mehr besitzt?!

Ich stehe deplatziert in einer großen, kalten Kirche. Die Heiligen auf den Buntglasfenstern sehen auf mich herab. Ich bin selten hier und das wissen sie auch. Aber ich habe eine Mission, also schaut gefälligst woanders hin. Außerdem sehe ich desolat aus, wenn ich weine.

Ich schütze die billige Paraffinkerze mit der Hand. In dieser scheiß Kirche zieht es. Sie flackert, ...nur mein Glaube lässt sie brennen. Mein Glaube daran, dass mich dieses Ritual von dem verzehrenden Gefühl der Trauer und Leere befreit. Es hängt viel Hoffnung an diesem kleinen Docht.

Der Schal, der mich vor dem zugigen Gotteshaus schützen soll, bedeckt auch meine Arme. Ich habe ihn aus Anstand umgebunden, auch wenn mich niemand darum bittet und mich niemand sieht. Mein Anstand reicht bis genau dahin: Meine Arme zu bedecken und nicht laut in das hallende Kirchenschiff zu schreien. Meine Kopfhörer bleiben drin. Mein Rock bleibt kurz und ich bezahle wirklich nur jedes 4. Mal eine der Gedenkteelichter. Das „Fifty Shades of Grey“-Buch bleibt schön im offenen Bücherschrank der Kirche stehen. Das soll

jemand anderes aufräumen. Wer bin ich, Zensur zu betreiben. Oder den „Anstand“ anderer zu wahren.

Mein Blick wanderte wieder zum Teelicht. „Heaven“ von Emeli Sandé spielt zu laut in meinen InEars. ...ich bin mir der Situationskomik bewusst, habe das Lied nicht absichtlich gewählt und muss kurz grinsen. Wir haben es oft zusammen gehört. Ich schlucke das Grinsen herunter und wende mich erneut dem Licht zu. Fokus.

Meine Trauer-Therapeutin rät mir immer wieder Sätze so zu formulieren, wie er sie gesagt hätte... „Wie hätte ihr Vater das ausgedrückt?“ Motivierende, aufbauende Sätze möchte sie dann hören... Wenn ich ehrlich bin, stirbt jedes Mal etwas in mir, wenn ich das versuche.... Die Scham raubt mir den Atem. In a funny way, muss ich dazu sagen.

Es ist ein bisschen, wie wenn PsychologInnen einen darum bitten laut mit dem eigenen inneren Kind zu sprechen oder man im Erste Hilfe-Kurs mit der wiederzubelebenden Puppe ein PatientInnen Gespräch simulieren muss, in dem man einen schlecht gespielten Monolog führt und dabei versucht die nötige Ernsthaftigkeit zu bewahren, damit man sein Zertifikat bekommt. Es ist ja wichtig. Also laut genug: „Weg vom Patienten“ vor dem Schock mit dem Defibrillator schreien, ohne vor Scham zu sterben. Improtheater.

Eigentlich hat mein Vater viele solche Dinge gesagt..... Unterstützende, liebende Dinge. Nur, mir in seinen Worten etwas vorzustellen, ist unmöglich. Denn ich habe vergessen, wie er klang. Wie er seine Worte wählte. Wie er sprach, wenn er mich lobte. Dabei ist es kaum 3 Jahre her.

Lisa Hübner
Lieber Vater im Himmel, haste mal 'nen Euro

Jetzt versuche ich, etwas an ihn zu formulieren. Ihm etwas aus meinem Leben zu erzählen. Aber viele Dinge hätte ich ihm nicht erzählt. Viele Dinge erzählt man seinen Eltern nicht. Jetzt tue ich es und bin ihm im Tod näher als zu Lebzeiten.

Ich weiß nicht, warum ich hier stehe. Warum ich mit den Toten spreche, obwohl ich nicht an die Auferstehung glaube. Obwohl ich ihm ein weißes, reines Licht wünsche und ein schmerzloses „Nicht-Sein“. Obwohl er selbst oft gescherzt hat, dass ich in Flammen aufgehen würde, sollte ich die Schwelle einer Kirche übertreten. Obwohl er mich ja gar nicht hören kann, weil er selbst nicht an das Paradies geglaubt hat.

„Lieber Vater im Himmel, geheiligt sei dein Name und geheiligt sei die Frucht deines Leibes....“

Er war ein „Ketzer“. Und ich bin seine Tochter. Und stolz darauf.

Das Teelicht flackert vorwurfsvoll. Ich glaube nicht an Zeichen, aber ich glaube, dass er mir gerade eins gegeben hat. So, wie die Katze, die am Fenster der Uni gegenüber sitzt, wenn ich wieder mal keine Lust habe zu lernen. Sie hat deine Augen und die Sonne strahlt manchmal so, wie du gelächelt hast. Du zwinkerst mir zu. Ich bin nicht gläubig, aber manchmal muss ich an dich glauben, um mich nicht zu vergessen.

Lisa Hübner

Lieber Vater im Himmel, haste mal 'nen Euro



Noe Chlebowitz

1.

Will wissen was du machst
Wo du bist
Und wies dir geht
Ich würd dich gerne sehen
Weil die Zeit
Mit dir verfliegt
Häng an deinen Lippen
Hör so gern
Was du erzählst
Ich glaub ich brauche mehr
Von dem Gefühl
Das du mir gibst

2.

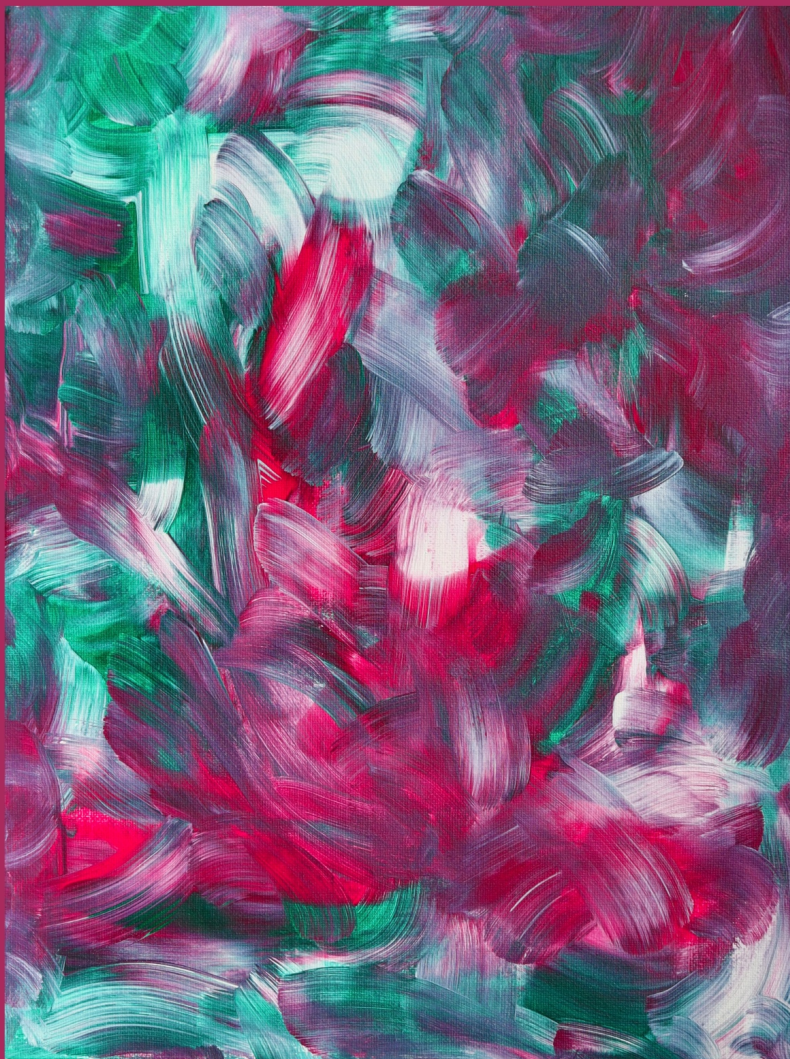
Wenn du grinst
Steht meine Welt
Für einen Moment still
Mein Herz erfüllt
Mit so viel Glück
Ist alles, was ich will

3.

Heute hab ich viel geschafft,
Doch bin ich es jetzt auch.

4.

Lass
es mich
doch
genug
sein.



Lena Kiy
(Gästinnenbeitrag Uni Rostock)

Da war eine junge Frau, die müßig auf dem Sofa fläzte und mit tauben Fingern auf dem Smartphone herumscrollte. Sie bewunderte die Leute, denen sie folgte, und wollte so sein wie sie. Um das zu erreichen, kam sie auf eine Idee. Dazu rief sie ihre Freundin an und sprach: »Ich will so reich und berühmt sein wie die anderen.«

»Also ich mag dich so wie du bist«, entgegnete die Freundin.

»Aber ich finde mich langweilig«, erwiderte die Frau. »Wenigstens einmal will ich so reich und berühmt sein wie die anderen. Machst du mit?«

»Na gut«, sagte die Freundin. »Weil du es bist. Und weil wir Freunde sind.«

Dann erzählte die Frau von ihrem Plan: Um sich selbst in Reichtum und Luxus darzustellen, wollte sie sich Seidentücher kaufen und wie einen roten Teppich vor sich ausrollen, wann immer sie das Haus verließ.

»Aber wir haben kein Geld für teure Seidentücher«, gab die Freundin zu bedenken.

»Wer hat gesagt, dass es

echte Seidentücher sein müssen?«, sagte die junge Frau und grinste diebisch. So häufte die junge Frau einen ganzen Berg an Satintüchern an, welche vorgaben, aus bekannten Designerhäusern zu stammen.

Das erste Video war schnell gedreht und auch die Freundin half mit: Sie legte die Tücher aus, drehte das Video und räumte die Tücher beiseite. Gemeinsam luden sie das fertige Video hoch, und es dauerte nicht lange, da gingen die Frau und ihre verrückte Idee viral. Bald schon wurden mehr als nur Follower auf die Frau aufmerksam: Bekannte Marken wollten Teil des Erfolges sein und nahmen sie unter Vertrag. So bekam sie regelmäßig Post und der PR-Pakete-Überfluss in ihrem kleinen Zimmerchen nahm überhand. Als sie sich beklagte, keine freie Ecke mehr zu haben, erwiderte die Freundin: »Du kannst mir etwas abgeben. Schließlich bin ich Teil deines Erfolges.«

»Ach, im Kühlschrank ist noch Platz«, winkte die Frau ab und sortierte päckchenweise

Lena Kiy **Die arme reiche Frau**

inspiriert von der gleichnamigen Volkssage

neue Kosmetik in das Gemüsefach ein.

Die Freundin brachte also das Thema lange nicht mehr zur Sprache, bis eines Tages die Einladung zu einer großen Fashionshow ins Haus flatterte. Glücklicherweise waren es zwei Einladungen – eine für die Frau und eine für ihre Begleitung. Die Freundin sagte: »Sieh mal! Dieses Mal kann ich mitkommen!«

»Die Karte ist schon reserviert«, erwiderte die Frau, als sie sich Perlen um den Hals legte.

»Was sind das für Perlen?«

»Schön, nicht?«

»Aber hast du schon all deine anderen teuren Sachen bezahlt?«

»Noch nicht. Zuerst will ich leben, wie ich es immer schon wollte. Und die Karte – sie ist nicht für dich«, erwiderte die Frau, während sie sich im Spiegel drehte und ihre Kette betrachtete.

»Sie ist für diese Influencerin. Sie selbst hat kein Ticket bekommen, aber sie will unbedingt dabei sein. Wie kann ich ihr diesen Wunsch ausschlagen?«

»Was ist mit mir?«, rief die Freundin enttäuscht. »Ich habe lange nichts gesagt – aber heute! Das ist der mindeste Lohn für meine Arbeit!«

Die Frau nahm die Perlenkette ab, legte sie in eine Schale aus reinem Silber und drehte sich vom Spiegel weg. Sie blickte ihre Freundin an und sagte: »Du bist meine Freundin. Die Freundin einer Berühmtheit. Ist das nicht Lohn genug?«

Daraufhin wandte sich die Freundin von der Frau ab. Als sie sich entfernte, rief ihr die Frau hinterher: »Wenn du gehst, nimm die ollen Satintücher mit und entsorge sie!«

So nahm die Freundin die Satintücher mit und wechselte nie wieder ein Wort mit der Frau. Wenig später ging sie außer Landes.

Das große Event ging zu Ende und als die Frau neue Videos drehen wollte, fiel es ihr schwer, denn nun war sie allein. Sie hatte weder Kenntnis noch Talent für ein gutes Video – es fehlte ihre Freundin. Zunächst fiel die

Unfähigkeit der Frau nicht weiter ins Gewicht, doch als sie Follower und Markenverträge verlor, war ihr Absturz besiegelt. Lange konnte die Frau nicht einsehen, dass ihr Ende nahte. Sie wollte allen zeigen, dass sie auch ohne ihre Freundin erfolgreich sein konnte. Doch als die Frau eines Tages hungrig ihren Kühlschrank öffnete und sie im Gemüsefach nur Kosmetik fand, fiel sie auf die Knie. Da musste sie alles verkaufen, was sie hatte, bis auf ein zerschlissenes T-Shirt, das sie am Leibe trug, und die Schale aus purem Silber, die einst ihre wertvollsten Schmuckstücke beherbergte. Mit dem Verkauf ihres Hab und Gutes konnte die Frau zwar ihre Schulden bezahlen, doch für Mahlzeiten reichte es bald nicht mehr. So nahm die Frau ihre Silberschale und ging mit ihr im Arm in die Innenstadt. Dann setzte sie sich auf den Markt und bettelte. Doch die Menschen würdigten sie keines Blickes, weshalb sie einmal laut rief: »Bei Gott, hat denn diese arme reiche Frau nicht mal ein Stück Brot verdient?«

Von diesem Tag an hieß die Frau bei den Leuten nur noch die arme reiche Frau.

So kehrte auch die Freundin zurück ins Land. Als die arme reiche Frau davon hörte, machte sie ihre alte Freundin ausfindig und bettelte vor ihrer Tür.

»Erinnerst du dich nicht? Wir waren einst Freundinnen!«, sagte die arme reiche Frau.

»Es war mir, als hättest du andere Freunde gehabt, die dir lieber waren. Aber ich habe Mitleid mit dir, deshalb möchte ich dir etwas schenken«, erwiderte die Freundin und überreichte der armen reichen Frau ein langes Hemd. Sie sagte:

»Sieh – dieses Hemd habe ich aus den Satintüchern genäht, welche du einst wegwerfen wolltest!«

Von da an bettelte die Frau in den Tüchern, die ihr einst Erfolg und Wohlstand brachten. Eines Tages jedoch war sie verschwunden und seitdem weiß niemand mehr, was aus der armen reichen Frau geworden ist

...

thema: willie rittersporn
weder mecklenburger
tragödie noch vorpommernsche
elegie die ja im übrigen
variationen derjeweilsanderen
sind weiß
dieser junge dichter
zu produzieren gleichwohl

stellt er selbst
solcherlei dar
wäre er doch nur wie
proklamiert zu hause
geblieben

erste variation: der wille zählt
großgeografisch
sind fußstapfen findlinge
in sammelbänden blättert
die farbe ab
gleichsam haut
und er steht
nackt vor uns
chapeau

zweite variation:
werther burgenkönig
dramatasche wohl immer noch
gewurstet aus suppen
resten in selbst
referenzialität der jugend
oder versuch der wander
schafft programm

variation drei: ansporn zur umkehr
verbrieft ists schon
vorbei am stoff das kind
kennt keine namen
die dinosaurier den komet wahr
oder lasen sie
gedichte als es
geschah

**Koenraad Katze äußert sich zu Willie Rittersporns
in der letzten Ausgabe erschienenen Variationen**

einladung an k.

vordersatz

k. ist nicht zuhause
und sagt bin allein
und k. sagt bin allein und
ist aber nicht zuhause

würde k. aber umkehren
es zöge tanz auf küchentisch
nach sich und
hier ein tanz und aber auch da einer
und auf küchenzeilen
sprünge, diese zeugen von hoher k.
jaja bin aber auch sehr küche

nachsatz

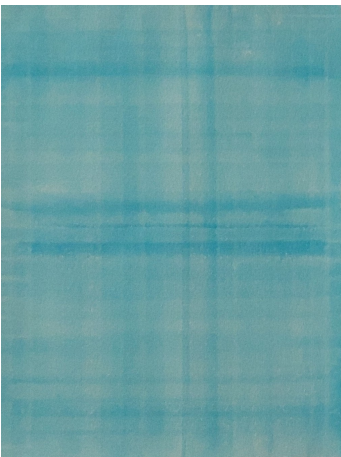
k. ist nicht zuhause
und sagt bin allein
und k. sagt bin allein und
ist aber nicht zuhause

würde k. aber umkehren
(darf auch allein reinzurtür
nicht etwa ohne k.)
es zöge tango auf küchentisch
nach sich und
k. kehrt aber heim und
sieht den mäusen beim walzer zu

**Willie Rittersporn stellt sich Koenraad Katzes
Äußerungen in der vorliegenden Ausgabe**



Klare Linien werden zu dynamischen Schwüngen, was konstruiert war verschwimmt und wird organisch. Unterschiedliche Farben überlagern sich, fließen ineinander über und brechen Grenzen auf. Auf Kontrolle folgt Kontrollverlust, aus Ruhe und Klarheit bilden sich Verwirbelungen und Überlagerungen. Strömungen zeichnen sich ab, ziehen weiter, werden verändert, Formen erscheinen und treten mit anderen in Beziehung. Das Blau erzeugt Tiefe und lässt neue Formen entstehen, auf jeden Strich folgt eine Reaktion. Die Spur der Geste bleibt sichtbar, auch wenn sie sich auflöst, das Material widersetzt sich, übernimmt die Führung. Entscheidung und Zufall wechseln sich ab, nichts ist vorhersehbar. Alles ist in Bewegung, ein Gleichgewicht, das sich ständig neu ordnet. Der Blick verliert den festen Halt und beginnt zu treiben, eine Aktion im Fluss.



Elisa Peyker
aus Things you might wanna touch
(Pöhlhaus Leipzig, 12.+13.02.2026)

BOBBYS BRENNWEITE



Ein Bürostuhl, sorgfältig hingelegt zwischen Gehwegplatten und Wiese. Die Flammen flossen in ruhigen Wellen, als hätte der Wind selbst sie geerdet. Hell gegen dunkel, grün gegen rot. Ein Metallgerüst, das die Zeit überdauert. Mittendrin eine kleine Pusteblume, fast schüchtern, als würde sie darauf warten, dass sich jemand hinsetze. Sie ist eine stille Beobachterin auf der Wiese, Zeugin vieler Passierender.

